

Es gibt noch mehr im Leben als Autos bauen

Bearbeitet von
Peter Daniell Porsche

1. Auflage 2012. Buch. 232 S. Hardcover
ISBN 978 3 446 42918 5
Format (B x L): 13,4 x 21 cm
Gewicht: 371 g

[Weitere Fachgebiete > Geschichte > Geschichtswissenschaft Allgemein > Biographien & Autobiographien: Historisch, Politisch, Militärisch](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.



Leseprobe

Peter Daniell Porsche

Es gibt noch mehr im Leben als Autos bauen

ISBN (Buch): 978-3-446-42918-5

ISBN (E-Book): 978-3-446-43308-3

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-42918-5>

sowie im Buchhandel.

Meine Mutter setzt sich durch

»Daniell muss in einen Kindergarten«, sagte mein Vater eines Tages. Er hatte Sorge, dass sein Sohn, der als Einzelkind in der Mühle aufwuchs, ohne unmittelbare Nachbarkinder, die ganze Zeit nur bei den Handwerkern herumsaß und ihnen zuschaute, keinen Zugang zu Kindern bekam. Zugang zu anderen Jungen und Mädchen hielt er für notwendig, gleichaltrige Freundschaften sollten geschlossen werden, um Freud und Leid gemeinsam teilen zu können. Außerdem: War ich vormittags im Kindergarten, konnte meine Mutter auch öfter mal weg und in Salzburg etwas erledigen.

Der unserer Mühle nächstgelegene Kindergarten war öffentlich-staatlich. Meine Mutter sah ihn sich an, konnte sich aber überhaupt nicht mit ihm anfreunden. Er war ihr viel zu kühl eingerichtet, mit sterilen, grauweißen Wänden. Das Spielzeug war mehr aus Plastik denn aus Holz, und auch das gefiel ihr nicht. Selbst die freundlichen Kindergärtnerinnen konnten durch ihren persönlichen Eindruck das nicht wettmachen, was von meiner Mutter als schlecht empfunden wurde. In diesen Belangen war sie sehr strikt und absolut.

Zu meinem Vater sagte sie: »Ich bringe es nicht übers Herz, Daniell da hinzuschicken. Das Kind wächst hier frei in der Natur auf, und in dieser Einrichtung kommt er gleichsam in eine Abstellkammer. Ganz zu schweigen von dem Inhalt, der sich in dieser Kammer befindet.«

»Gibt es denn eine Alternative?«, fragte mein Vater.

»Ich habe da einen Waldorfkindergarten gefunden ... er ist gerade eben erst gegründet worden.« Meine Mutter formulierte es etwas vorsichtig, denn ihr war bekannt, was oder vielmehr wie wenig mein Vater von der Waldorfpädagogik hielt. Aufgrund seiner negativen Erfahrungen hatte er meiner Mutter stets nur Negatives erzählt, worauf sie sich gesagt hatte: »Sollten wir jemals ein Kind haben – in so eine Schule wird es bestimmt nicht kommen.« Trotz der ablehnenden Haltung meines Vaters und der anfänglichen Skepsis meiner Mutter trieb sie dennoch innerlich etwas auf die Suche nach einem anderen, eben einem Waldorfkindergarten, obwohl sie gar nicht wusste, ob es einen solchen überhaupt gab.

Als sie ihn in Salzburg fand und darüber mit meinem Vater sprach, fügte sie hinzu: »Es geht ja erst einmal nur um den Kindergarten, nicht um die Schule.« Ihre Beschwichtigung war Taktik, denn im Grunde hatten die Aussagen meines Vaters über seine Waldorferfahrungen meine Mutter nicht weiter beeindruckt.

Mein Vater nickte, dass er seinen Sohn auch nicht in eine »Abstellkammer« stecken wollte. Meine Mutter war derart begeistert von den Erzieherinnen, dem Flair der Räumlichkeiten, den Spielsachen und dem Garten mit den vielen Bäumen, Haselnussbüschen und dem Sandkasten, dass sie ihrem Mann gegenüber mit Nachdruck äußerte: »Unser Sohn kommt in diesen Kindergarten! Das ist beschlossene Sache.«

Das Haus, in dem der Kindergarten untergebracht war, lag mitten in der Stadt. Es war alt, leicht baufällig, mit viel Holz im Schweizer Stil gebaut, hatte viele interessante verschlossene Türen und dunkle Gänge, feuchte und geheimnisvolle Kellerräume und knarrende Treppen. In jedem Winkel konnte man immer wieder etwas Neues entdecken, fast wie in der Mühle. Eigentlich ein Paradies, aber ehrlich gesagt: Ich ging nur selten dorthin. Es war ein netter Ort, man konnte da spielen, aber ich freute mich immer auf den Augenblick, wenn ich abgeholt wurde. Zu Hause konnte ich einfach noch viel besser spielen. Da waren meine Schafe, die Hasen, auch die Ringelnattern, die ich zu gern beobachtete, wenn sie sich durch die Wiesen schlängelten. Und am allerschönsten war es, wenn Freunde aus dem Kindergarten zu mir zur Mühle kamen und wir auf Bäumen klettern, irgendwelche Rohrleitungen verlegen oder alle im Pool schwimmen konnten.

Ein Erlebnis, das mit dem Kindergarten verbunden war, werde ich nie vergessen. Eines Tages kam einer meiner Freunde nicht mehr in den Kindergarten. Er war meist von seinem Vater gebracht worden, wie auch ich. Schließlich hörten wir, dass dem Vater etwas ganz Furchtbares passiert sei, er sei bei einem Verkehrsunfall mit seinem Porsche ums Leben gekommen. Für mich war es das erste Mal, dass ich begriff, Menschen würden nicht ewig leben. Zwar hatte ich schon tote Tiere gesehen, aber dass meine Eltern einmal sterben würden, meine Großeltern und auch ich selbst, darüber hatte ich zuvor noch nie nachgedacht. Und dass man in einem Auto sterben konnte, das mit dem Namen meiner Familie verbunden war – das beschäftigte mich noch lange. Das war eine Tragik, die ich spürte, aber längst noch nicht umfassend verstehen konnte.

Später machte ich auch die Erfahrung, dass selbst Häu-

ser sterben konnten. Denn das alte Schweizer Haus, in dem mein Kindergarten untergebracht war, konnte irgendwann nicht mehr vermietet werden. Der Kindergarten war in ein neues Gebäude umgezogen, und das alte, das am Rande einer Wohnsiedlung lag, verfiel. Es stand leer, niemand kümmerte sich darum. Schließlich brannte es ab, als Landstreicher und Sandler darin lebten und im Winter, als ihnen kalt war, unachtsam ein Feuer entzündeten. Ein Wiederaufbau nach den Löscharbeiten hatte sich anscheinend nicht gelohnt. Fahre ich heute an dem Grundstück vorbei – die Ruine ist längst abgerissen, und jetzt steht dort ein moderner Wohnkomplex –, winke ich in Gedanken dem alten Haus mit seinen noch älteren Bäumen zu.

Als ich dann sieben Jahre alt war, stellte sich die Frage nach der Schule. In dem Haus, in dem der Kindergarten damals untergebracht war, wohnten auch einige Waldorfpädagogen, die gerade dabei waren, in Salzburg eine Waldorfschule ins Leben zu rufen. Unten, im Keller des Hauses, wurde bereits – von der Stadt geduldet – eine kleine Gruppe von Kindern unterrichtet. Da immer mehr Schüler hinzukamen, entwickelte sich die Notwendigkeit, eine richtige Schule zu gründen.

Meinen Vater interessierten diese Entwicklungen nicht, seiner Vorstellung nach sollte ich jetzt eine öffentliche Schule besuchen. Das war für ihn selbstverständlich, und er würde seinen Willen durchsetzen. Meine Mutter erhob zunächst keine Einwände, da die Waldorfschule, an deren Gründungssitzungen sie hin und wieder teilgenommen hatte, erst im Entstehen war. Es gab bereits drei Lehrer für drei Klassen, aber noch kein passendes Gebäude. Daher musste ich zu Schulbeginn bei den Ursulinen anfangen. Nach dem ersten Gespräch zwischen den Lehrern und meinen Eltern war meiner Mutter klar, dass ich in dieser

Schule nicht bleiben würde. Selbst mir erschien die Situation bei den Ursulinen ausweglos. »Bitte, ich gehe auf jede andere Schule, aber nehmt mich aus dieser«, flehte ich meine Mutter an. Ich ertrug den absolut autoritären Stil nicht. Ich konnte mir nicht vorstellen, hier mein Dasein als Schüler zu fristen – »fristen«, das war genau das treffende Wort für meinen emotionalen Zustand.

Mein Vater brauchte einige Überlegungen, bis er mir meine Bitte gewährte. Meine Mutter blickte mich nur eindringlich an. Mit vierzehn Tagen Verspätung fand die Salzburger Waldorfschule, die sich heute Rudolf-Steiner-Schule Salzburg nennt, ein Einfamilienhaus in St. Jakob am Thurn, in das sie umgehend einzog und den Unterricht zusammen mit mir als einem der ersten Erstklässler begann. Wenn es keine schicksalhafte Fügung war, bedeutete diese Schuleröffnung in einem Einfamilienhaus ganz in der Nähe meines heutigen Wirkens in St. Jakob am Thurn zumindest meine Rettung.

Den Wechsel vollzog ich – wie bereits erwähnt – in der zweiten Schulwoche. Trotz der abneigenden Haltung meines Vaters gegenüber dieser Schulart hatte er schließlich zugestimmt – nach dem Motto: »Na ja, wenn der Junge sich dort wohlfühlt, kann er die ersten Klassen dort verbleiben. Danach schauen wir weiter.« Mein Vater hatte verstanden, was mich bedrängte – und mich deshalb wieder »freigelassen«.

Ich kann mich noch gut an meinen ersten Schultag erinnern. In dem Schulheft, das wir erhielten, durften wir als Erstes eine Krumme und eine Gerade malen. Dadurch wurde für uns erlebbar, dass alles in unserer gegenständlichen Welt aus Krümmen und Geraden besteht. Der Anfang, der Ursprung, die Grundlage und das Fundament für die Zukunft.

Die erste Klasse hatte Unterricht in einem Wohnzimmer mit offenem Kamin, die zweite Klasse war im Schlafzimmer untergebracht, die dritte im Arbeitszimmer. Die Küche diente als Garderobe, und Eurythmie hatten wir in der provisorisch dafür umgebauten Garage. Ein Lehrerzimmer gab es eigentlich nicht. Turnen fand, wenn überhaupt, sehr spartanisch im Freien und ohne Geräte statt. Grundsätzlich waren die Mittel bescheiden und vieles sehr improvisiert. Alles war in den Anfangszuständen, aber gerade diese Tatsache schuf bei mir einen Ausgleich zu vielen Dingen in meinem Leben, die eben wirklich anders waren als bei den meisten anderen Kindern. Man muss sich nur vorstellen, in welchem perfektem Umfeld – zumindest physischer Natur – ich aufgewachsen bin. Eine Improvisation und eine Reduktion auf das minimal Notwendigste im Rahmen des neuen Schulgebäudes war für mich ein richtiger Segen. Es war sozusagen der Ausgleich zwischen meinem Alltagserlebnis von Zuhause und dem Gegensatz der Schule, der vielleicht nicht der alltäglichen Realität, aber doch vielen Bereichen des Lebens entsprach. An dieser Schule war eben nichts fertig. Man konnte den Aufbau und das Streben der Lehrer und Eltern noch richtig mit Haut und Haar erleben.

Einmal wurde ein Mitschüler aus der dritten Klasse auf dem Schulweg und beim Überqueren der schmalen Zufahrtsstraße von einem Auto erfasst, in die Luft geschleudert und auf den Randstein geschmettert. Als mein Vater mich an diesem Tag zur Schule brachte und in die Zufahrtsstraße einbiegen wollte, war dort ein riesiger Menschenauflauf. Auch die Rettung war da. Mein Vater fuhr möglichst zügig an der Unfallstelle vorbei. Er wollte mir diesen Anblick ersparen – trotzdem war es ein Schock für mich, auch wenn ich wusste, dass der Junge überleben

würde. Zum Glück war an diesem Unfall kein Porsche beteiligt, dachte ich bei mir, aber dennoch hatte ich das Gefühl, alle würden auf mich schauen, weil unsere Familie Autos baute, mit denen auch Menschen verletzt werden können. Dieses Schuldgefühl wurde ich lange nicht los.

Als ich in die zweite Klasse kam und eine neue erste nachrückte, wurde es in dem Wohnhaus zu eng. Wir zogen in ein Mehrfamilienhaus in Salzburg-Mayrwies um – ganz in die Nähe der heutigen Rudolf-Steiner-Schule.

Zumindest konnten nun die einzelnen Klassen gut untergebracht werden. Da unser Lehrer jedoch nicht mitging, wurden wir, bis bald darauf ein neuer kam, von der Lehrerin der dritten Klasse mit unterrichtet. In einem Raum, als doppelte Klasse, die eine Tafelhälfte für die Klasse über uns, die andere für uns Zweitklässler. Ich konnte nur staunen, wie unsere neue Lehrerin alles unter einen Hut brachte.

Mit den Jahren wurde unsere Klassengemeinschaft immer fester, wobei der Kern aus willensstarken und durchsetzungsfähigen Individualisten bestand, die immer dann zusammenhielten, wenn es »um die Wurst« ging. Meinem Vater schien das Schulkonzept nun doch soweit zu gefallen, denn er verlor kein Wort mehr über einen möglichen Übertritt auf eine öffentliche Schule. Und so blieb ich bis zum Abitur auf der Waldorfschule. Wie sehr er sich für diese Schule letztlich interessierte, zeigte sich daran, dass er sie immer wieder finanziell unterstützte, damit sie überleben konnte. Meine Mutter war sowieso davon überzeugt, mich weiter auf der ersten Salzburger Rudolf-Steiner-Schule zu belassen – für sie war es auch die Chance, tiefer in die Waldorfpädagogik einzusteigen.

Meine Mutter hatte im Laufe ihrer Ehe mit meinem Vater einen ausgeprägten Sinn für andere Sichtweisen entwi-

ckelt. Lange Zeit litt sie unter einem starken Hautausschlag an den Händen, der sich laut Aussage der Ärzte nicht heilen ließe. Damit müsse sie auf Dauer leben, wurde ihr gesagt, und man verschrieb ihr jedes Mal nichts anderes als Cortison. Aber offene und wunde Hände waren für meine Mutter undenkbar. Mehr durch Zufall stieß sie damals auf die Schüßler-Salze, eine Heilweise über Mineralien, die der Arzt Wilhelm Heinrich Schüßler im 19. Jahrhundert entwickelt hatte. Mit diesen Salzen, die in homöopathischen Dosen verabreicht werden, wurde die Erkrankung meiner Mutter sehr rasch geheilt, nachdem es zuvor noch zu einem regen »Ausblühen« kam. Seitdem gab es für sie zu den entsprechenden Notwendigkeiten der klassischen Medizin fast nur noch alternative Heilmittel der Homöopathie, später auch der Anthroposophie. Und angesichts meiner vielen Verletzungen im Alltag, die sich beim Werken einfach nicht vermeiden ließen und durch deren Verarzten sie zu einer großen Meisterin auf diesem Gebiet geworden war, versorgte sie meine Wunden und Blessuren fachgerecht mit ihren Salben und Tropfen aus dieser komplementären Medizin.

Seit der Heilung ihrer Hauterkrankung war es ihr ein verstärktes Anliegen, Strahlungen jeglicher Art von unserem Haus fernzuhalten und alles so natürlich wie möglich zu gestalten. Dazu gehörte auch, dass sie Tag für Tag in unserem Gemüsegarten herumwerkelt, später immer mehr nach biologisch-dynamischen Prinzipien. Sie erklärte mir: »Wenn ich ordentlich jäte, bio-dynamische Präparate verwende und ausbringe, ernte ich kräftig schmeckende Gurken, pralle Radieschen, knackige Karotten und einen guten Salat ohne Kunstdünger und mit mehr Lebenskraft. Oft muss man etwas lange vorbereiten, damit hinterher ein gutes Ergebnis herauskommt.« Aß

ich zu Mittag Karotten oder einen Gurkensalat, musste ich stets daran denken, wie meine Mutter sich über Monate um das Gemüse gekümmert hatte, bis hin zum Waschen und Kleinschneiden. Wie viel Arbeit dahinter steckte! Sie vermittelte mir einen vollkommen anderen Zugang zur Natur und ihren Produkten, als ich es von meinem Vater je erfahren hätte. Aus seiner Familie hätte wohl niemand Kartoffeln oder Gemüse und Obst selber angebaut – das brauchte man nicht, das war nicht nötig, die konnte man doch in jedem Geschäft besorgen.

Nur im Gewächshaus meiner Stuttgarter Großeltern wurden Tomaten gezogen, und das erschien mir auch eher wie eine Liebhaberei. Kartoffeln konnte ja jeder anbauen, Tomaten und Kräuter aus dem eigenen Garten waren damals dagegen eine größere Besonderheit.